

Die Erhaltung unserer Landschaft

Autor(en): **Egli, Emil**

Objektyp: **Article**

Zeitschrift: **Schweizerische Lehrerinnenzeitung**

Band (Jahr): **69 (1965)**

Heft 5

PDF erstellt am: **11.09.2024**

Persistenter Link: <https://doi.org/10.5169/seals-317289>

Nutzungsbedingungen

Die ETH-Bibliothek ist Anbieterin der digitalisierten Zeitschriften. Sie besitzt keine Urheberrechte an den Inhalten der Zeitschriften. Die Rechte liegen in der Regel bei den Herausgebern.

Die auf der Plattform e-periodica veröffentlichten Dokumente stehen für nicht-kommerzielle Zwecke in Lehre und Forschung sowie für die private Nutzung frei zur Verfügung. Einzelne Dateien oder Ausdrucke aus diesem Angebot können zusammen mit diesen Nutzungsbedingungen und den korrekten Herkunftsbezeichnungen weitergegeben werden.

Das Veröffentlichen von Bildern in Print- und Online-Publikationen ist nur mit vorheriger Genehmigung der Rechteinhaber erlaubt. Die systematische Speicherung von Teilen des elektronischen Angebots auf anderen Servern bedarf ebenfalls des schriftlichen Einverständnisses der Rechteinhaber.

Haftungsausschluss

Alle Angaben erfolgen ohne Gewähr für Vollständigkeit oder Richtigkeit. Es wird keine Haftung übernommen für Schäden durch die Verwendung von Informationen aus diesem Online-Angebot oder durch das Fehlen von Informationen. Dies gilt auch für Inhalte Dritter, die über dieses Angebot zugänglich sind.

Wie still, wie unschuldig lebt die Kreatur ihr Leben und hat keine Eile, wie die Mücken, die vor Abend noch tanzen, tanzen über den feuchten Wiesengründen im letzten Strahl des Tages, als käme nie eine Nacht und tödliche Kühle.

Otto Gilien

(Aus: «Alles Schöne ist ein Gleichnis». Aldus Manutius-Verlag, Zürich)

Die Erhaltung unserer Landschaft

Wir verlieren ununterbrochen Landschaft. Wir opfern in der Schweiz jährlich 20 Quadratkilometer Kulturland an die Technisierung. Das ist in zwölf Jahren das Flächenausmaß des Kantons Zug. Und je mehr wir, zweifellos immer wieder genötigt, in die Landschaft eingreifen, um so mehr wächst die Reaktion der Landschaft. Und aus der Reaktion der Landschaft hat zum Teil die Technik die Begründung neuer Eingriffe abgeleitet. Hier hat sich das Verhängnis eines *circulus vitiosus* eingeschlichen. Wer wird uns schließlich aus ihm wieder herausreißen? Werden wir es verantworten können, diese Aufgabe einer späteren Generation zu überlassen? *«Wir werden die Verantwortung»,* so schreibt Prof. Werner Kägi, *«für die uns umgebende und tragende Natur inskünftig doch ganz anders ernst nehmen müssen. Wir haben ihr neben den unvermeidlichen auch unnötige Wunden geschlagen. Und wir haben uns während Jahrzehnten weithin als die Herren der Schöpfung gebärdet, wo wir doch nur die Treuhänder der kommenden Geschlechter sind.»*

Wir haben die Bebauung und Technisierung der Natur in der jüngsten, raschen, fast überstürzten Entwicklung in eine bedenkenlose Ausbeutung hineingesteigert. Und wir stehn damit an einem Punkte, der, wenn er nicht in gewissem Sinne zu einem Wendepunkt wird, uns kulturgeschichtlich zum Teil in Finalitäten hineintreiben kann. Denn auch die Kultur wurzelt in der Natur und verlangt zu ihrem Blühen eine *gesunde* Natur. Ein neues Denken muß nun auch von der Wirtschaft verlangt werden, ein Denken und Handeln nicht mehr nur in einer augenblicklichen und wirtschaftlichen Teilverantwortung, sondern in einer lebensräumlichen Gesamtverantwortung.

Gerade angesichts der wachsenden Menschenzahlen, der wachsenden Verkehrsnetze, der fortschreitenden Luftbeanspruchung und Wasserverschlechterung wird der hemmungslos weitergetriebene Angriff auf unsere knappen Naturreserven im kleinen landschaftlichen Raum der Schweiz unbegreiflich. Gerade die wachsende Menschenzahl verpflichtet uns nicht mehr nur zur weiteren wirtschaftlichen Einspannung der Natur, sondern ebenso wohlüberlegt und ebenso dringend auch zu ihrer Schonung. Die Natur ist keine Summe von Elementen, deren einzelne man mehr oder weniger ungestraft dem Ganzen entziehen könnte. Sie ist ein Organismus, der bei Zerstörung oder Schädigung einzelner Organe als Ganzheit zu kranken beginnt. Der selbstlosen und eigentlichen Naturforschung sind diese Zusammenhänge ja durchaus seit langer Zeit bekannt. Und ein Verhängnis liegt darin, daß die technische, zweckgebundene und ertragsverpflichtete Forschung zu lange unabhängig in ihre eigenen Zweige sich spezialisiert. Das wirtschaftlich orientierte Denken hat sich heute nicht allein den Zukunftsproblemen des Menschen, sondern auch den elementaren Existenzproblemen der Gesamtlandschaft, das heißt des Naturganzen einzuordnen. Für keinen Zweig des menschlichen

Tuns, der sich mit der Natur auseinandersetzt, kann es noch eine Selbstgerechtigkeit geben. Der zukunftsverpflichtete Naturschutz steht vor großen Aufgaben, während die Romantik einer einst schwärmerischen und grenzenlosen Technik jedenfalls vorbei ist. Der Ernst des Problems liegt darin, daß eine zukünftige Deckung des Güterbedarfes eines an Menschenzahl und Lebensansprüchen steigenden Volkes nicht allein mit der Nutzung, sondern vor allem auch mit der Erhaltung der natürlichen Hilfsquellen zu gewährleisten ist. Eine übernutzte Natur ist keine Lebensbasis mehr. Eine Ubertechnik wird schließlich auch ihrerseits an ruiniertes Natur zugrunde gehen. Ausnutzung und Erhaltung landschaftlicher Lebensbasis sind nun in einem hochindustrialisierten Kleinstaat mit besonderer Sorgfalt und höchster Verantwortung gegeneinander abzuwägen. Und so entspricht denn auch der geplante Totaleinspann der Gewässer — dieses leidendsten Teiles unserer Landschaft — keineswegs mehr dieser Verantwortung. Die Schonung eines restlichen Bestandes frischer Wasser und lebendiger Bäche und letzter naturorganisch noch gesunder Täler ist lebenswichtig geworden. Darin besteht fast noch die einzige ernsthafte Möglichkeit der Schonung schweizerischer Naturreserven.

Dieser Abschnitt ist einem Aufsatz «*Die Erhaltung der Landschaft*» von Prof. Dr. Emil Egli entnommen, welcher in der Broschüre «*Natur geplündert oder gehegt*» erschienen ist (Atlantis-Verlag, Zürich).

Zweimal: Getreide

Ritter Schorschens achtjähriger Knappe Rudolf, der von Erich Kästners «*Emil und die Detektive*» bedeutend mehr hält als von Seife, Waschlappen und Zahnbürste, bereicherte das mittägliche Tischgespräch mit einer Sensation: Er hatte bei der Herstellung eines Brotes mitgewirkt. Das ungewöhnliche und höchst aufregende Ereignis begann damit, daß eine seiner Klassenkameradinnen, ein Bauernkind, ein mächtiges Bündel Weizen in die Schule brachte. Die Lehrerin ließ es indessen keineswegs dabei bewenden, die Verwandlung der herrlichen Frucht in köstliches Brot zu schildern und den Anlaß für Lesebuch und Rechenheft nutzbar zu machen. Sie ernannte ihr kleines Volk vielmehr zu Dreschern, und die mit redlicher Mühe gewonnenen Körner wurden im Klassenzimmer gemahlen. Dann rührte man nach bäuerlichem Rezept gemeinschaftlich den Teig an, und als er geformt war, gab es eine Miniaturschulreise zum Bäcker. Die Kinder schauten zu, wie er ihr Werk in den Ofen schob, und sie waren auch allesamt dabei, als er den heißen, unvorstellbar herrlich duftenden Laib ans Licht brachte. Später, im Klassenzimmer, wurde das Brot mit strenger Gerechtigkeit zerteilt und unverzüglich verschlungen. Der Knappe mit den drei Zahnlücken, dem zerschundenen linken Knie und den täglich erneuerten Tintenflecken an beiden Unterarmen war hingerissen. An der Entstehung eines Brotes mitgewirkt zu haben, schien ihm noch weitaus großartiger als ein Indianersieg gegen die Cowboys von der andern Straßenseite. Für fast ebenso wunderbar hielt er die Tatsache, daß der Bäcker ihnen das Brot gratis gebacken habe. «*Gratis! Gratis!*» wiederholte er mehrmals mit — wie die Familie belustigt feststellte — durchaus verklärten Zügen. Einem Manne, der gratis ein Brot buk, war nach der entschiedenen Meinung des durch seine Botengänge in Gelddingen schon beträchtlich erfahrenen Knappen das Himmelreich so gut wie gesichert.